

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Muschg, Adolf
Sutters Glück

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3442
978-3-518-39942-2

suhrkamp taschenbuch 3442

Sutter, ehemaliger Gerichtsreporter, seit kurzem Witwer, wird Abend für Abend von einem anonymen Anrufer heimgesucht – und schließlich, bei einem Spaziergang, angeschossen. Die Suche nach dem Täter führt ihn zu einem Jahre zurückliegenden Gerichtsprozeß, in dem es um Tod und Leben gegangen war. Im Erinnern stößt Sutter auf die Geheimnisse, die seine Frau Ruth mit ihrem Freitod hinterlassen hat und die er nun befragen und entwirren soll. Im kleinen Kosmos seiner Umgebung, die sich fortschrittlich wähnt und freundlich gibt, stößt Sutter auf all die Fallen, in die er zeitlebens immer wieder getappt war. Sein Lebensroman, den er bald vor sich sieht, gleicht einem Krimi, in dem er die Rolle des Täters wie die des Opfers nur allzugern zu spielen bereit war.

»Ein Krimi, ein philosophischer, in dem ein Leben und eine Lebensweise auf Spuren und Indizien abgesucht werden, um ihr Geheimnis und ihre bewußten wie unbewußten Lügen zu durchdringen. Ein großes Leseabenteuer«, urteilte Claus-Ulrich Bielefeld in der *Woche*.

Adolf Muschg
Sutters Glück
Roman

Suhrkamp

4. Auflage 2016

Erste Auflage 2003

suhrkamp taschenbuch 3442

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39942-2

Sutters Glück

Für Siegfried Unseld

Erschrick nicht. Das was du nicht sagen kannst,
das allein frage ich dich.

Hugo von Hofmannsthal

I

Die Warnung

I

Der erste Anruf kam am 2. November, auf den Tag genau fünf Wochen nach dem Tod seiner Frau. Zwischen beiden Ereignissen hatte Sutter keinen Zusammenhang hergestellt. Doch die Uhrzeit – 23 Uhr 17 – blieb haften, denn der Anruf wiederholte sich in der folgenden Nacht auf die Minute genau, und seither hätte Sutter die Uhr danach richten können.

Das war im Wohnzimmer nicht nötig, denn die Uhr an der Wand, auf die er das erste Mal erstaunt, dann ärgerlich geblickt hatte, richtete ihren Gang sekundengenau nach einem Impuls, den sie, laut Gebrauchsanweisung, aus der Gegend von Frankfurt empfing, also über eine Entfernung von 500 Kilometern. Ruth hatte, gegen alle Gewohnheit, das Spielzeug von einem Versandhaus bestellt, vielleicht weil die zuverlässige Pedanterie seiner Zeitmessung angesichts der Frist, die ihr blieb, etwas Belustigendes hatte.

Als es läutete, saß Sutter im Märchensessel. Das Erbstück von Ruths Tante hatte seinen Namen, weil sich die Kranke auf ihm einrichtete, wenn er Märchen vorlas, Abend für Abend, um ihr die Angst vor der Nacht zu nehmen. Oft konnte er dafür sorgen, daß sie schon in diesem Sessel ein leichter Schlaf überraschte, der mit keinem Medikament herbeizulocken war. Die massiven, die ihr der Arzt verschrieben hatte, lehnte sie ab: Ich will keinen Todesschlaf, bevor ich tot bin.

Im Märchensessel hockte er nun selbst und las, erappte sich dabei, daß er Ruths Stellung einzunehmen versuchte, nur brachte er seine langen Beine, wenn er sie anzog, zwischen den hohen Armstützen nicht unter.

Er las Kriminalromane, von denen er einen Stapel im Keller gefunden hatte. Dort gilbten sie seit seiner Studentenzeit vor sich hin. Er hatte sie vor dem juristischen Lizentiats-

examen gekauft, alle zwei Tage einen neuen, obwohl er sich bei jedem Gang in die englische Buchhandlung geschworen hatte, es müsse der letzte sein. Danach würde er arbeiten, nichts mehr als arbeiten. Statt dessen verkroch er sich mit der grün gestreiften Beute auf seine Bude und las die Bändchen weg, wie man eine Zigarette an der nächsten ansteckt. Das Rauchen hatte er vor zehn Jahren aufgegeben. Plötzlich hatte er sich eines Morgens geweigert, all das zu versäumen, wovon ihn die Zigarette zu entlasten schien. Er fühlte sich schuldig, wieder zu spüren, was ihm fehlte, aber noch mehr, was er tat. Tatsächlich blieb nichts mehr vom Genuß an den französischen Zigaretten übrig, nachdem es eine Woche lang gelungen war, die Sucht davon abzuziehen.

Aber auf das zwanghafte Lesen fiel er nach Ruths Trauerfeier zurück. Statt, wie es seine Absicht gewesen war, das Haus Zimmer für Zimmer zu räumen, hatte er sich schon im Keller von einem Stapel Penguin-Bänden einfangen lassen. Ihre Stories hatte er vergessen, ohne daß sie davon wieder frisch geworden wären. Beim Wiederkäuen schmeckte er nur noch das Abgelebte der mordbezüglichen Veranstaltungen und konnte eben darum mit Lesen nicht aufhören. Er redete sich ein, was ihn süchtig mache, seien nicht diese Geschichten selbst, sondern die darin mitgespeicherten Lebensumstände, unter denen er die Bändchen als junger Mann verschlungen habe. So fahnde er eigentlich nach der eigenen Zeit. Aber die hatte er ja schon bei der Lektüre vor vier Jahrzehnten verloren. Damals hatte er ebenso bewußtlos gelesen wie heute – und für den gleichen Zweck: eine Prüfung, die ihm widerstand, hinauszuschieben, um sie schließlich ganz zu unterlassen. Aber sich selbst zu vergessen, war mit 66 Jahren nicht mehr so leicht. Darum hielt er sich ein Buch vors Gesicht.

Für Ruth hatte der Sessel in der Dämmerung stehen müssen. Er hatte ihr gegenüber gesessen, auf einem Stück Bauhaus-Mobiliar, zwischen Ruth und sich die Leselampe,

deren Licht nur auf die Buchseiten fallen sollte. Es mußte hell genug sein, damit er dem Fluß der Zeilen auch bei geschwächtem Augenlicht folgen konnte. Dafür lag der Lehnstuhl im um so tieferen Dunkel, und es kam vor, daß er leer aussah. Ruths Morgenrock hatte ein großblumiges Muster, das dem des Jugendstilsessels verwandt schien; bei Licht wäre der Kleiderstoff ocker- und olivfarben gewesen, der Möbelstoff lila und violett. Aber Ruth wußte auch am Tag dafür zu sorgen, daß sie bei Licht nicht zu sehen war. Wenn er vorlas, barg sie das dünn gewordene Gesicht hinter einer Falte des Morgenrocks, so daß man denken konnte, ihr Kopf mit dem immer noch starken schwarzen Haar, das ihr keine Chemotherapie genommen hatte, tauche zwischen den Kelchen eines gewebten Treibhauses unter.

Das ist Safran, erklärte sie, wo er von Krokus geredet hätte, aber den Namen hatte sie eigensinnig für die Herbstzeitlosen auf dem Tantensessel bestimmt. Wer einer Kranken Märchen vorliest, braucht mit ihr nicht über Botanik zu streiten. Sie nannte den Sessel so, wie ihre Tante einmal ihr ganzes Haus genannt hatte: einen Sitz. Der Sitz ist ein Trümmer, Sutter. – *Ein* Trümmer, Ruth? hatte er gefragt, das gibt es nur in der Mehrzahl. – Willst du ihn Trumm nennen, nur weil er ein Einzelstück ist?

In ihrem Einzelstück war sie »immer weniger« geworden, das war eine ihrer festen, mit fortschreitendem Sterben fester gewordenen Redensarten. Ich werde immer weniger, Sutter, du brauchst nicht hinzusehen. Schau in dein Buch, lies weiter im Guevara.

Zu dieser Redensart besaß er lange keinen Schlüssel.

Nun saß er selbst in diesem Sessel und las seinen mordlustigen Kram immer weiter. Dazu hatte er das Leselicht auf Ruths Seite ziehen müssen, fast die einzige Veränderung, die er seit fünf Wochen im Haus vorgenommen hatte. Er brachte es nicht über sich, mit Aufräumen fortzufahren, darum fing er damit gar nicht mehr an. Es war schon eine Leistung,

wenn er das Geschirr nach pflichtschuldiger Selbstfütterung wieder in die Küche zurücktrug, um, wenn sein Auge von der Seite abirrte, nicht schon auf den ersten Blick demjenigen drohender Verwahrlosung zu begegnen. Lesen, als läse man nicht; nicht lesen, als läse man: eigentlich starrte er diese Zeilen nur noch blind an, während sie im Buch vorbeizogen wie flüchtige Wirbel im Wasser.

Es kam vor, daß ihn, beim Scheinlesen im Lampenschein, ein Grauen vor nichts und allem packte. Dann stemmte er sich aus dem Sessel und fing an, in den erblindeten und verstummten Räumen auf und ab zu gehen; als käme, hätte er nur einen Augenblick länger ins Buch gestarrt, die übrige Welt lautlos zum Stillstand. Unverhofft fand er sich in der Küche wieder, dankbar für das schmutzige Geschirr, das ihm vorausgegangen war. Er wusch es unter dem fließenden Hahn so gründlich ab, als hätte er damit etwas für seine Anwesenheit getan. Und wenn ihm das brühheiße Wasser über die Hände lief, zuckte er fast mit Vergnügen zurück. Das Wasser war noch lebendig und hatte nicht vergessen, ihm Schmerz zuzufügen.

Grund- und maßlos aber fuhr er am 2. November zusammen, als ihn das Telefon aus seiner Zeitvergessenheit riß. Es mußte spät sein, das bemerkte er an seiner augenblicklichen Empörung. 23 Uhr 17 – wem fiel es ein, jetzt noch anzurufen? Er nahm kein Telefon ab, seine nähere Bekanntschaft wußte das. Die Leute, die sich als seine Freunde betrachteten – meist waren sie Ruths Freunde gewesen –, hatten gelernt, seine Kontaktscheu zu respektieren, auch wenn es ihnen nicht leicht fiel, wie er ihren Mienen entnahm. Sie durften ihn nicht in die Depression fallen lassen, die sie ihm fürsorglich unterschoben. Ebenso natürlich waren sie schuldig, seinen Rückzug gelten zu lassen. Er hatte sie, kaum noch höflich, von jeder Pflicht entbunden, auf ihren Wegen dahin und dorthin, nur weil er eben an einem dieser Wege lag, »schnell hereinzusehen«. Sicher, Fritz, ich komme zurecht.

Aber ja, liebe Monika, sei so lieb, dir nicht meinen Kopf zu zerbrechen.

Die Siedlung »im Hummel« war einmal für den Gedanken einer weitreichenden Gemeinschaft mündiger Menschen entworfen und von Architekt Schlaginhaus, einem Linken, auch wirklich gebaut worden, für 99 Jahre, daher kostengünstig. Schon nach zehn Jahren blieben Sutter und Ruth, für die Utopie des Gemeinsamen Lebens am wenigsten geeignet, die einzigen, die immer noch darauf saßen. Die Mitgenossenschaftler waren getrennt, geschieden, arriert, jedenfalls aus- und umgezogen. Immerhin war bei vielen der alte Geist rege geblieben, etwa in Gestalt von Schuldigkeitsgefühlen, und so klopfen sie jetzt als gute Geister bei dem alleinlebenden Sutter an.

Du stellst dich tot, Emil, daß du damit in Ruths Sinn handelst, glaubst du doch selber nicht. Du weißt am besten, wie gern sie es lebendig hatte. – Dein Rückzug in Ehren, Emil, aber könnte es sein, daß du Konflikte vermeidest? Zu dumm, daß ich dir gerade einen zu bieten hätte – ich brauche Hilfe, Emil, und brauche sie von dir. – Emil, wenn ich ehrlich sein soll, das sieht mir nicht mehr nach Winterschlaf aus, das ist eine ausgewachsene Depression, und dazu gehört natürlich, daß du sie verleugnest.

Wenn du's wissen willst, Fritz: ich verleugne nur *mich*, und keine Depression.

Wenn dir nicht nach Reden ums Maul ist, Emil, wir können auch miteinander schweigen.

Danke, Fritz, im Moment wäre mir auch das Schweigen mit dir zu viel. Ich weiß, Monika, ihr habt euch gerade ein Cheminée eingebaut, ich glaube gern, daß es sich davor wunderbar schweigen läßt. Jeder wäre recht, in dieses Feuer hineinzuschweigen, warum grade ich?

O Emil, Depression ist eine Krankheit, und eine Krankheit ist kein Schicksal, Emil, diese nicht, Depression ist heilbar, man kann sie stützen, auch chemisch, es braucht nur Zeit und Geduld.

Ich habe keine Zeit für Depression, Fritz, aber noch weniger Geduld, mit dir über Depression zu reden.

Was tust du denn den ganzen Tag, fragen wird ein Freund ja noch dürfen, du verläßt das Haus ja nicht mehr. Trauerarbeit geht natürlich in Ordnung.

Danke, Fritz.

Aber das weißt du hoffentlich, vereinsamen solltest du nicht. Sprich nur ein Wort.

Ja, Fritz, meine Seele ist gesund. Ist das ein Wort?

Du erlaubst uns, wieder anzuklopfen.

Klopfet an, es wird euch aufgetan, wenn ihr's kurz macht und keine Bewirtung erwartet, sonst bleibt ihr zu lange. Aber tut mir einen Gefallen: verschont mich mit dem Telefon. Anrufe machen mich *wirklich* depressiv. Da ist mir ein Einbruch noch lieber.

So kamen sie denn als Einbrecher wieder, und wenn ihnen nicht aufgetan wurde, ließen sie eine Flasche Wein vor der Tür liegen, einen Rosenstrauß oder einen von Monikas selbstgebackenen Hefekränzen. Aber zum Hörer griffen sie nicht mehr, und so brauchte er nicht mehr aufzustehen, wenn das Telefon läutete, nicht mehr hinzugehen, wenn es ihn herschrie, nebenan aus der Küche und oben aus dem Schlafzimmer gleichzeitig. Wer immer noch anrief, war kein Freund.

Warum stellst du es dann nicht ab?

Du bleibst ein Mann guter Fragen, Fritz. Ich *will* es ignorieren. Es gehört zu meinen Errungenschaften, nicht hinzugehen. Ich lasse es läuten. Dafür muß es läuten *können*.

Aber nicht um 23 Uhr 17.

Auch für Regelverstöße gibt es mögliche Zeiten und unmögliche. Sutter rappelte sich halb auf, um das Telefon, eben dieses, abzunehmen und ihm alle Schande zu sagen. Einen Augenblick lang dachte er an einen Notruf. Aber wer hatte ihm um diese Stunde mit seiner Not zu kommen!

Doch dann blieb er sitzen. Er wollte hören, wie weit man die Unverschämtheit trieb. Zehnmal schon hatte es geläutet. Damit genug! Der Impuls richtete ihn auf, warme Wut schoß in seine klammen Beine. Sie trugen ihn in die Küche. Doch bevor er den Hörer hatte packen können, war der Apparat still.

Auch gut.

Grimmig humpelte er zurück, bei jedem Schritt darauf gefaßt, daß sich der Anschlag wiederholte. Nichts.

Schwerer atmend, als ihm natürlich schien, wollte er seine Lektüre wiederaufnehmen, wußte nur nicht, wo er stehen geblieben war. Was er jetzt zu lesen anfang, kam ihm ausgelesen vor. Aber so erging es ihm auch mit frischen Sätzen.

Die Bauhaus-Sitzgruppe wäre leer gewesen ohne die Katze, die, im Schlaf eingerollt, eben da lag, wo er gesessen hatte, wenn er Ruth Märchen vorlas. In dieser Stellung war sie schwarz, bis auf einen weißen Streifen, der die Linie des Hinterbeinschenkels zeichnete. Die weißen Haare der Katze waren flaumiger, das wußte er vom Bürsten, sie sträubten sich zarter, wie ein erhalten gebliebenes, jetzt auf kalligraphische Spuren begrenztes Jugendkleid. Ohne sie wäre die Katze auf dem schwarzen Leder verschwunden. Den weißen Teil ihrer Halbmaske hielt sie mit der schwarzen Vorderpfote bedeckt; die drei übrigen Stiefel trug sie weiß.

Nach dem Telefonschreck wurde ihm die Gegenwart der Katze tröstlich bewußt, und auch der Blick des Raums hatte etwas von seiner Hohlheit verloren. Die Außenwelt schlich sich zurück. Draußen war es kalt. Das Radio – er hörte nur noch Nachrichten, als gingen sie ihn etwas an – hatte Frost angekündigt, die Katze brauchte nicht munter zu sein. Sie zog das ungestaltliche Leder zum Schlafen jedem gepolsterten Kissen vor. Sie liegt am liebsten da, wo für Menschen nicht gut sein ist, hatte Ruth gesagt. Dabei hatte die Katze auf Ruths geschwellenem Bauch gelegen. Auf Sutters Schoß hatte sie sich nur für Sekunden niedergelassen, Sutter aber

fand auf Ruths geblütem Sitz: hier war gut sein. Hier fühlte er sich geborgen, wenn das Haus verödete.

Von der telefonischen Attacke munter geworden, blickte er der Wohnung ins Gesicht, und dabei schien sie es zusammenzunehmen. Auch die Katze hatte sich belebt. Sie erhob sich auf alle vier Beine, die sie paarweise streckte; erst die vorderen zum Kotau, dann die hinteren zum Bild des verwundeten Löwen. Dazu entfaltete sie das sparsame Weiß auf ihrem schwarzen Fell zu einer beinahe zusammenhängenden Zeichnung. Wenn ich sie lesen kann, hatte Ruth gesagt, tut mir nichts mehr weh.

Die Katze blickte ihm mit gelb geränderten Pupillen ins Gesicht und gähnte. Dem Gebiß, das sie entblößte, fehlte der rechte Fang. Er mußte ihr, wohl durch den Fußtritt eines Menschen, abgeschlagen worden sein, als sie eine Woche abgeblieben war. Die Katze war noch ein Kater gewesen, und sie hatten ihn, zu seinem eigenen Schutz, kastrieren lassen. Danach waren sie beide, Ruth und die Katze, nicht mehr dieselben. Beide waren häuslich geworden, nicht aus eigener Wahl. Die Katze hatte es überlebt. Sie hielt, auch wenn sie Hunger zu melden hatte, Abstand gegen Sutter.

Ja, Katze, sagte er, wir futtern. Pardon für den Anruf. Es soll nicht mehr vorkommen.

Der Anruf wiederholte sich am folgenden Tag, und als Sutter auf die Uhr sah, zeigte sie 23 Uhr 17. Diesmal verlor er mit Ärgern keine Zeit und war in ein paar Schritten beim Apparat. Aber bevor er ihn anrühren konnte, war er verstummt.

Am nächsten Tag stand er nach den 23-Uhr-Nachrichten in der Küche beim Telefon und blickte auf die Armbanduhr, die er nach der unfehlbaren im Wohnzimmer gestellt hatte. 23 Uhr 17. Nichts. Er wartete noch drei Minuten, bereit, den Hörer zu überraschen. Umsonst.

Nun gut, sagte er laut, der Kerl hat aufgegeben. Zweimal die gleiche Uhrzeit: auch der Zufall darf des Zufalls spotten.

Am nächsten Abend – er hatte gerade einen neuen Krimi angefangen – klingelte es wieder: 23 Uhr 17. Also doch, dachte er. Und war diesmal entschlossen, es läuten zu lassen. Er wollte wissen, wie lange es der Anrufer trieb.

Um 23 Uhr 19 läutete es immer noch.

Er hatte die Klingelzeichen gezählt. Bei 37 gab der Apparat auf – für zehn Sekunden. Dann fing er wieder an. Sutter stand auf. Nur mit einem Gang zur Küche war dieses Läuten abzustellen. Und verstummte schon, als er die Schwelle erreicht hatte.

2

Von diesem Abend an hatte er etwas Lebendiges in der Wohnung. Und bald stellte er fest, daß sich damit experimentieren ließ. Verließ er das Zimmer um 23 Uhr 09, trat er auf den Gartenvorplatz hinaus, in den Wind und das rasch fallende Laub, um zu lauschen, so meldete sich der Apparat nicht, nicht um 23 Uhr 17, und ebenso wenig, wenn er, fröstelnd und durchnäßt, wieder hereingekommen war.

Der Anrufer mußte Sutter beobachten, und dies aus eigentlich nicht vorstellbarer Nähe. Immer um dieselbe Nachtzeit gab es eine Person, die sich Sutters Verfolgung widmete. Versicherte sich ein Einbrecher seiner Abwesenheit? Er – oder wer immer – schien ja aber seine Anwesenheit zu prüfen, um nicht zu sagen: mit ihr zu spielen. Wenn das eine Form von Terror sein sollte – was sollte sie?

Ganz gewiß erreichte der Agent so viel, daß sich Sutter mit der Störung beschäftigte, und bald nur noch mit ihr. War der Schlüssel hier zu suchen? Gab es einen sonderbaren Wohltäter, der Sutter eine Beschäftigungstherapie aufzwang, die er den Bekannten verweigert hatte? Er begann sie im Kopf an sich vorbeiziehen zu lassen und überlegte

sich, Anwesenheitsproben anzustellen. Geradezu befragen mochte er sie nicht. Sie hätten ihn für vollends gestört halten können oder – schlimmer – für wieder ansprechbar, sogar Hilfe suchend, und das gegen eine am Ende doch läppische Not. Ihren Rat konnte er sich denken: warum läßt du keine Fangschaltung legen! Und ertappte sich dabei, daß er diesem Vorschlag bereits mit Einwänden begegnete. So viel wußte er selbst: die Überwachung eines Handys bot kein unlösbares Problem.

War Sutter selbst hinreichend gestört, so konnte es auch sein, daß er sich seine Anrufe einbildete. Vielleicht entsprangen sie – allein, wie er war, einsam, wie er nicht sein wollte – einem pathologischen Wunschdenken, das sich seiner Kontrolle entzog. Fehlte noch, daß er sich Zeugen dafür in die Wohnung geholt hätte!

Ja, die fehlten noch. Unter dem Vorwand einer Bitte, von der er wußte, daß ihr Fritz und Monika nicht widerstehen konnten, lockte er sie um zehn Uhr abends aus einer »Psychodrama-Sitzung« in den »Hummel« zurück. Er hatte sie dann nicht festzuhalten brauchen: sie waren nur zu freudig geblieben, um ihre Beziehungskiste auszukramen. Sie hatten ihn durchaus mißverstanden, als er nach elf Uhr mehrfach auf die Uhr sah: nein, seinetwegen brauchten sie nicht zu gehen. Du bist ja wieder voll da, Emil! hatte ihm Fritz ins Gesicht gesagt, als er ihn vor Mitternacht unter der Tür an sich preßte. Und Monika, obwohl immer noch unverstanden, hatte sich ein Lächeln der Kumpanei abgerungen. Der Apparat aber hatte nicht geklingelt – er wollte keine Zeugen. Und Sutter war froh, über ihn nicht geredet zu haben. Schon lieber über Loslassen, Aufjemandenzugehen, Vonjemandem-abgeholtwerden.

Als Störer in Betracht kam auch das Personal der wohl hundert Gerichtsverhandlungen, in denen Sutter sein Brot als Berichterstatter verdient und dabei sein Salz nicht immer gespart hatte. Leute vor Gericht sind Bloßgestellte, da